

Ralph Kunz, Matthias Zeindler (Hg.)

Alle sind gefragt

Priestertum aller Gläubigen heute



T V Z | denkMal 9

Alle sind gefragt

T V Z

denkMal – Standpunkte aus Theologie und Kirche

Herausgegeben von Claudia Kohli Reichenbach, Matthias Krieg, Ralph Kunz, David Plüss, Sabine Scheuter und Matthias Zeindler.

Bd. 9 – 2018

Die Buchreihe *denkMal* ist ein Gemeinschaftsprojekt der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich und der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn sowie der Theologischen Fakultäten Bern und Zürich. Ihr Ziel ist es, zu aktuellen Themen in Kirche und Gesellschaft Materialien und Reflexionen vorzulegen.

Ralph Kunz, Matthias Zeindler (Hg.)

Alle sind gefragt

Das Priestertum aller Gläubigen heute

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2018 unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Simone Ackermann, Zürich,

unter Verwendung von Paul Klee, EIDOLA: weiland Philosoph, 1940, 101

Kreide auf Papier auf Karton; 29,7 × 21 cm © Zentrum Paul Klee, Bern

Cover-Neugestaltung nach einer Idee von Johannes Stückelberger

Druck

ROSCH BUCH GmbH, Scheßlitz

ISBN 978-3-290-17929-8

© 2018 Theologischer Verlag Zürich

www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte vorbehalten

Inhalt

Ralph Kunz, Matthias Zeindler

- 7 Alle sind gefragt: Einleitung

A Grundlegung

Matthias Zeindler

- 13 Das zehnfache Ärgernis des Priestertums aller Gläubigen

Ralph Kunz

- 29 Zur Notwendigkeit einer Theologie des Laientums und zu den Chancen und Stolpersteinen der gemeinsamen Verantwortung in Gemeinde und Kirche

Martin Sallmann

- 53 Das allgemeine Priestertum in kirchengeschichtlicher Perspektive

B Entfaltung

Matthias Krieg

- 67 Partizipation aus Prinzip – ein Erfolgsmodell. Nachschriften von sechs Interviews mit Menschen in sechs Verantwortungsbereichen

Sabine Scheuter, Stephan Hagenow

- 85 Gemeindeleitung zwischen Schönwetter und Turbulenzen. Ein analytisches Gespräch

David Plüss

- 99 Distanzierte Kirchenmitglieder und das Priestertum aller Gläubigen. Religionssoziologische und theologische Erwägungen

C Konkretisierungen

*Rahel Burckhardt, Fränzi Dürst, Christian Härtli, Maya Hauri Thoma,
Jacqueline Lavoyer-Bünzli, Veronika Schweizer*

113 Förderung des allgemeinen Priestertums durch Freiwilligenmanagement

Annemarie Bieri

125 Der Kirchensonntag – eine Institution für die Laienbeteiligung

Angela Wächler-Boveland

135 Bildung – als Weg zur mündigen Gemeinde

D Echo

Christian M. Rutishauser SJ

149 Eine Replik auf die in diesem Band versammelten Beiträge

163 Mitarbeitende

Ralph Kunz, Matthias Zeindler

Alle sind gefragt: Einleitung

1. Stolzes Erbe

Die Kenntnisse über das Reformiertsein waren in unserer Kirche auch schon besser. Für viele sind die Reformationsjubiläen in diesen Jahren deshalb eine willkommene Gelegenheit, der eigenen kirchlichen Tradition etwas näher auf die Spur zu kommen. Zum Wenigen, was den meisten noch geläufig ist, gehört das Stichwort «Priestertum aller Gläubigen». Was genau unter diesem Stichwort zu verstehen sei, das freilich vermögen wiederum nur wenige zu sagen.

Das Priestertum aller Gläubigen – oder das allgemeine Priestertum – gehört ohne Zweifel zu den wichtigsten (Wieder-)Entdeckungen der Reformation. Sie basiert auf zwei Grundsätzen: erstens, dass das Lesen und Verstehen der Bibel nicht mehr nur einer abgesonderten Gruppe von Geweihten vorbehalten sein darf und zweitens, dass jeder selbst für seinen Glauben Verantwortung trägt. Es sind diese grundlegenden Einsichten von Luther und Zwingli, die weit über die Kirche hinaus tiefgreifende Wirkungen in der europäischen Gesellschaft ausgelöst haben. Bis heute ist das stolze Selbstbewusstsein, religiös mündig zu sein, ein wesentlicher Teil reformierter Identität. Dass dies auch eine anspruchsvolle Aufgabe ist, versteht sich dabei von selbst.

2. Zweifel

In den Stolz mischen sich in der Gegenwart immer mehr aber auch Zaghaftigkeit und Zweifel. Denn: Sind wir den Ansprüchen des allgemeinen Priestertums noch gewachsen? Konkret drückt sich dieses ja zum Beispiel darin aus, dass die Leitung der Kirchgemeinden nicht in den Händen von Pfarrerinnen und Pfarrern, sondern von «Laien», also von Nicht-Theologen, liegt. Die Ansprüche an die Kirchenpflegen oder Kirchgemeinderäte sind in den letzten Jahren enorm gestiegen. Eine immer komplexere Gemeinde- oder Baugesetzgebung, neue, anspruchs-

volle Rechnungsmodelle oder zusätzliche Aufgaben in der Personalführung beanspruchen nicht nur Zeit, sondern erfordern immer umfänglichere Kenntnisse. Was dazu führt, dass vielerorts Verwaltungen (früher: Sekretariate) immer mehr Aufgaben übernehmen. Man hat auch den Eindruck, dass sich Konflikte innerhalb von Mitarbeiterteams oder zwischen Pfarrpersonen und Kirchenpflegen häufen. Wenn diese Konflikte einmal eskaliert sind, übersteigt dies schnell die Möglichkeiten eines nichtprofessionellen Gremiums. All dies bringt das Milizsystem in den Kirchgemeinden an seine Grenzen. Und vermehrt wird gefragt, ob das Priestertum aller Gläubigen unter diesen Bedingungen noch ein geeignetes Modell für die Gemeindeleitung sei.

Ein besonders kostbarer Ausdruck des allgemeinen Priestertums ist die zentrale Rolle, welche Freiwillige in unseren Kirchgemeinden spielen. Ohne freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter läuft in der reformierten Kirche nichts, und es gehört zu den grossen Stärken der Landeskirchen, dass sie wie keine andere Institution in der Lage sind, Freiwillige zu mobilisieren. Es ist aber bekannt, dass die Bereitschaft zu freiwilliger Arbeit in unserer Gesellschaft kontinuierlich sinkt. Was bedeutet das für das Leben in Kirchgemeinden? Auch da, wo eine lebendige Freiwilligenarbeit noch besteht, stellen sich schnell einmal Fragen: Wie ist das Verhältnis zwischen Freiwilligen und «Profis», insbesondere Pfarrerrinnen und Pfarrern? Wieviel «dürfen» freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter? Und wie ist neben ihnen die Rolle des Pfarramtes angemessen zu definieren?

Nicht selten werden unter dem Stichwort des Priestertums aller Gläubigen offene oder versteckte Machtkämpfe geführt. Die Verantwortung aller für ihren Glauben mutiert dann zum Anspruch aller, wichtige Positionen in der Kirchgemeinde oder im Gottesdienst übernehmen zu dürfen. Es kommt sogar vor, dass das allgemeine Priestertum als Infragestellung des Pfarramtes verstanden wird. Spätestens hier wird klar, dass Klärung nötig ist. Dazu möchte dieses Buch beitragen.

3. Alle sind gefragt

Der Titel «Alle sind gefragt» verweist auf die Vielfalt dessen, was das Priestertum aller Gläubigen meint. Denn mit der Entdeckung, dass alle Priesterinnen und Priester sind, artikulieren die Reformatoren nicht Rechte und Ansprüche, sondern heben ans Licht, dass jede und jeder vor Gott steht und ihm Antwort schuldet. Menschsein heisst, von Gott gefragt zu sein und sich dieser Frage zu stellen. Der Neutestamentler Ernst Käsemann hält fest: «Man sollte die Bibel einmal daraufhin studieren, was alles Gott uns fragt.» Von Gott gefragt zu sein, ist der

Inbegriff davon, dass er uns nicht uns selbst überlässt. «Denn seine Fragen holen uns aus unseren Illusionen in die Wirklichkeit unseres Lebens.»¹

«Alle sind gefragt»: Darin steckt auch der ganze Reichtum der reformatorischen Botschaft. Gott fragt nach uns, das heisst, dass er gegen all unsere Widerstände an uns festhält und immer wieder neu mit uns anfängt. Die Reformatoren sprechen hier davon, dass Gott uns durch seine Gnade *rechtfertigt*. Gott fragt nach uns, das heisst auch, dass er durch seinen guten Geist unser Leben seinem Willen gemäss gestaltet. Hier sprechen die Reformatoren davon, dass Gott uns durch seine Gnade *heiligt*. Gott fragt nach uns, das heisst schliesslich, dass Gott uns den Auftrag gibt, in der Welt Zeuginnen und Zeugen des Evangeliums zu sein. Hier spricht die reformatorische Tradition davon, dass Gott uns durch seine Gnade *beruft*.

Wer durch die Taufe zur Priesterin und Priester berufen ist, wird in die vielfältige Gnade Gottes hineingestellt. Er oder sie erfährt, dass Gott uns aus Schuld und Verstrickungen befreit und uns neue Lebensperspektiven eröffnet. Priesterin oder Priester zu werden heisst, Teil des Abenteuers zu werden, in dieser alten Welt für Gottes neue Welt einzustehen. Eine schönere Aufgabe als diese gibt es nicht. Aber auch keine grössere und anspruchsvollere. Als Priesterin oder Priester kann man deshalb nur dankbar und bescheiden werden. Und fröhlich!

4. Ermutigung

Das vorliegende Buch möchte in einer Reihe von Beiträgen darstellen, welches die reformatorische Intention bei der Rede vom Priestertum aller Gläubigen war, wie sich die Vorstellung im Lauf der Geschichte entwickelt hat und wie sie heute in Kirchgemeinden gelebt werden kann. In einem Blick über den kirchlichen Teller- rand wird darüber nachgedacht, inwiefern Partizipation eine Grundvoraussetzung des Erfolgs von Institutionen ist. Und ein Beitrag geht der wichtigen Frage nach, inwiefern die sogenannten distanziierten Kirchenmitglieder mit dem Begriff des allgemeinen Priestertums noch fassbar sind.

Das Buch möchte aber vor allem auch ermutigen. In einem Gespräch zeigen Personalverantwortliche verschiedener Landeskirchen, wo heute Chancen und Grenzen von Kirchenpflegen bzw. Kirchgemeinderäten liegen. Es werden Beispiele gelungener Freiwilligenarbeit gezeigt und ein typisches Beispiel der Gottesdienstgestaltung durch «Laien» vorgestellt, der Kirchensonntag. Ein Beitrag exponiert die Bildung als Schlüssel zum mündigen Christsein. Und zum Abschluss kommentiert ein römisch-katholischer Theologe das spezifisch reformatorische

1 Ernst Käsemann, In der Nachfolge des gekreuzigten Nazareners. Aufsätze und Vorträge aus dem Nachlass, Tübingen 2005, 220.

Anliegen des Priestertums aller Gläubigen aus der Perspektive seiner eigenen Tradition.

Die Herausgeber erhoffen sich von ihrer Publikation, dass die Reformationsfeierlichkeiten auch zum Anlass genommen werden, über einen zentralen, aber nicht ganz leichten Impuls der Reformation erneut nachzudenken.

A Grundlegung

Matthias Zeindler

Das zehnfache Ärgernis des Priestertums aller Gläubigen

Die Reformierten sind stolz auf das Priestertum aller Gläubigen. Sie müssen sich nicht der Autorität eines Papstamtes unterziehen, anders als ihre römisch-katholischen Schwestern und Brüder. Sie wissen selber zu denken. Und sie haben eine von unten aufgebaute, demokratisch verfasste Kirchenstruktur, in der jede und jeder sich zu Wort melden kann. Reformiertsein hat etwas Modernes, für manche auch etwas urtümlich Schweizerisches.

An diesem Empfinden ist manch Richtiges. Es gibt aber auch Gründe, seinen reformierten Stolz etwas zurückzuhalten. Immerhin kann man diese Art von allgemeinem Priestertum auch als Ursache für gewisse Krisensymptome im Protestantismus und besonders bei den Reformierten interpretieren. So hat man als Reformierte zwar keinen Papst in Rom und auch keinen Bischof in Basel, Chur oder Lausanne, umso mehr aber einen Pfarrer im Dorf, der oft faktisch darüber entscheidet, was in der Gemeinde für richtig gehalten wird. Oder: Ohne die Orientierung an gemeinsamen kirchlichen Bekenntnissen zerfällt das, wofür die Kirche einzustehen hat, leicht zu einer verwirlichen Kakophonie. Man denkt zwar selber, vermag aber oft nicht mehr anzugeben, was einen über das jeweils Eigene hinaus mit anderen Christenmenschen verbindet. So gesehen, kann allgemeines Priestertum zur Gefahr für die Einheit der Kirche werden.

Der Begriff des «allgemeinen Priestertums» oder des «Priestertums aller Gläubigen» lässt sich zwar in den Schriften der Reformatoren nicht nachweisen, sein Gehalt aber umso mehr.¹ Luther, Zwingli, Calvin und ihren Mitstreitern ging es dabei im Kern darum, dass die Kirche als ganze eine Priesterschaft ist, nicht lediglich ein Teil von ihr. Laut Zwingli brauchen die Christen «keinen ver-

1 Vgl. Harald Goertz/Wilfried Härle, Art. Priester/Priestertum II/1. Allgemeines Priestertum. Systematisch-theologisch, in: Theologische Realenzyklopädie Bd. 27, Berlin/New York 1997, 402–410; David Plüss, Allgemeines Priestertum und Amt, in: ders./Katrin Kusmierz/Matthias Zeindler/Ralph Kunz (Hg.), Gottesdienst in der reformierten Kirche. Einführung und Perspektiven, Zürich 2017, 145–161.

mittelnden Priester mehr, der für sie opfert. Ist doch jeder für sich selbst ein Priester, der geistliche Opfer bringt, also sich selbst ganz und gar Gott darbringen soll.»² Zwingli bringt damit bündig auf den Punkt, worum es den Reformatoren geht: Als Getaufte haben alle Christen einen direkten Zugang zu Gott, sie bedürfen dafür keiner Vermittlung durch einen geweihten Priesterstand. Einen wesentlichen Unterschied zwischen Geistlichkeit und Laien gibt es keinen. Das bedeutet aber gleichzeitig, dass alle Christen gleichermaßen von Gott für den Dienst am Evangelium in Anspruch genommen werden. Auch in puncto Verpflichtung zum geistlichen Leben wird der Unterschied zwischen Priester und Nichtpriester hin-fällig.

Die Entdeckung, dass alle Christenmenschen Priesterinnen und Priester sind, gehörte zu den grossen befreienden Einsichten der Reformation. Sie ist bis heute befreiend. Gleichzeitig birgt sie auch mancherlei Ärgernis, denn, seien wir ehrlich, es ist weder einfach noch bloss angenehm, zu Gottes Priesterschaft zu gehören. Darum soll es in den folgenden Abschnitten gehen: zu zeigen, in welcher vielfältiger Weise das allgemeine Priestertum ein Ärgernis ist. Allerdings sollte dies dazu verhelfen, das Befreiende an jener Entdeckung noch einmal klarer zu sehen.

1. Erwählung: Priestersein heisst Anderssein

Einer der biblischen Texte, welche den Gedanken des allgemeinen Priestertums angestossen haben, steht im ersten Brief des Petrus: «Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliges Volk, das Volk, das er sich zu eigen machte» (1Petr 2,9). Das Priestertum wird hier mit der Erwählung verbunden, die Priesterschaft ist von Gott erwählt. Das wird auch für die Rede vom allgemeinen Priestertum zu gelten haben: Als Priesterinnen und Priester haben sich Christenmenschen als Erwählte zu verstehen. Das Wort «Laie» hat, wie der niederländische Theologe Hendrik Kraemer in seinem Buch «Theologie des Laientums» zeigt, seinen Ursprung genau dort: «Ursprünglich bedeutet es <zum Laos>, das heisst zum auserwählten Volk Gottes gehörig.»³

Nun hat die Erwählung heute keine allzu gute Presse. Man hört bei dem Wort sofort einen elitären Exklusivitätsanspruch heraus, eine Ausschliessung von denen, die nicht erwählt sind. Oder, noch schlimmer, es erscheint das dunkle Gespenst der Prädestinationslehre, laut der Gott von Ewigkeit her die einen zum Heil und die andern – meist die grosse Mehrheit – zur Verwerfung bestimmt hat.⁴

2 Huldrych Zwingli, Die Klarheit und Gewissheit des Wortes Gottes, Schriften I, hg. von Thomas Brunnschweiler und Samuel Lutz, Zürich 1995, 101–154.146.

3 Hendrik Kraemer, Theologie des Laientums, Zürich 1959, 38.

4 Matthias Zeindler, Erwählung. Gottes Weg in der Welt, Zürich 2009, 11–15, 27–68.

Beides ist im Petrusbrief freilich nicht gemeint, sondern die schlichte Tatsache, dass, wer von Gott erwählt ist, Teil jenes Volkes wird, das ihm gehört, «das er sich zu eigen machte». Erwählte gehören nicht mehr sich selber, sondern Gott. Erwählung ist Enteignung von sich selbst.

Dasselbe sagt einer der bekanntesten Texte aus der reformierten Tradition, die Antwort auf die erste Frage im Heidelberger Katechismus (1563), welche lautet: «Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?», und darauf die Antwort: «Dass ich mit Leib und Seele im Leben und im Sterben nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre.»⁵ Einem modernen Menschen nun will nicht sofort einleuchten, worin der Trost bestehen soll, dass ich mir selbst enteignet werde. Denn wenn es einen unbestrittenen Glaubenssatz der Moderne gibt, dann sicher den, dass ich mir selbst gehöre. Damit wird der Gedanke des allgemeinen Priestertums, der uns unmissverständlich auch als von Gott Erwählte ausweist, zum ersten Mal zum Ärgernis. Denn Priestersein impliziert auf jeden Fall auch, jenem modernen Dogma abzuschwören.

Freilich, völlig unbestritten ist das Dogma nie gewesen. So hat der schottische Schriftsteller George McDonald einmal geschrieben: «Der einzige Grundsatz der Hölle lautet: Ich gehöre mir selbst.» Ich gehöre mir selbst – ein höllischer Satz? Ganz fremd dürfte uns auch diese spitze Bemerkung nicht sein. Denn wir leben in einer Welt, in der der Satz «Ich gehöre mir selbst» bis in seine letzte, bittere Konsequenz Wirklichkeit geworden ist. «Ich gehöre mir selbst», das bedeutet zwar, ich verfüge über mich selbst, ich bestimme mich selbst, ich mache mich selbst zu dem, was ich bin. Aber es heisst auch das andere: Ich *muss* über mich verfügen. Ich *muss* mich selbst bestimmen. Ich *muss* mich zu dem machen, was ich sein will oder sein soll. Ich bin der Schmied meines Glücks, und wehe, ich bringe es nicht zum Glück, dann bin ich ganz allein verantwortlich dafür. Am Wegrand unserer Zeit liegen unzählige Menschen, die an diesem Anspruch zerbrochen sind.

Noch aus einem weiteren Grund kann der Gedanke der Erwählung zum Ärgernis werden, diesmal für die Kirche. Besonders in unseren Breitengraden gilt nach wie vor als ausgemacht, dass die Kirche ins Dorf gehört, mitten ins Dorf. Wenn nicht immer räumlich, so auf jeden Fall in ihrer Bedeutung. Die Kirche bildet selbst für distanzierte Mitglieder eine Art «heiligen Mittelpunkt» des Lebens, wo die wichtigen Übergänge im Leben – Geburt, Erwachsenwerden, Eheschliessung, Tod – rituell begangen und so in einen grösseren Zusammenhang eingebettet werden. Das Bild von der Kirche mitten im Dorf suchen wir freilich im Neuen Testament vergebens. Im Gegenteil, es wird der Kirche dort ein ganz anderer Ort zugewiesen. Der Autor des Hebräerbriefs macht darauf aufmerksam,

5 Georg Plasger/Matthias Freudenberg (Hg.), Reformierte Bekenntnisschriften. Eine Auswahl von den Anfängen bis zur Gegenwart, Göttingen 2005, 154.

dass Jesus, «um durch sein eigenes Blut sein Volk zu heiligen, ausserhalb des Tores gelitten» hat (Hebr 13,11). Und dort gehört auch sein Volk hin. «Lasst uns also aus dem Lager hinausziehen zu ihm und seine Schmach tragen, denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir» (Hebr 13,12f.). Die Kirche, das erwählte, priesterliche Volk, wohnt ausserhalb des Dorfes, es ist in der Welt fremd, ein Aussenseiter. Denn seine Heimat ist nicht hier, in der Welt, sondern in Gottes zukünftiger Herrschaft.

2. Gott denkt in mir: Priestersein heisst Erkenntsein

Die Reformierte Kirche Basel-Stadt lancierte im Jahr 2000 eine Imagekampagne. Eine Reihe von Plakaten wurde veröffentlicht mit provokativen Sujets wie einem Afrikaner im Jodelchor oder einer Gruppe geklonter Frauen. Und einem Slogan, der seither zum Selbstläufer geworden ist: «Selber denken. Die Reformierten». Selbstbewusst nahmen hier die reformierten Christen intellektuelle Eigenständigkeit für sich in Anspruch, gegen alle Klischees von religiöser Fremdbestimmung. Auch wenn vielen klar ist, dass das Selberdenken noch keine hinreichende Bestimmung des Reformiertseins sein kann, eine notwendige Bestimmung ist es doch auf jeden Fall. Allgemeines Priestertum meint ja genau dies: Niemand kann mich davon dispensieren, darüber zu entscheiden, wie ich die Bibel verstehe und mein Leben vor Gott gestalte.

Und doch: «Hier stock' ich schon», um mit Goethes Faust zu sprechen.⁶ Denn bei den Reformatoren ist auffällig wenig Leidenschaft zu entdecken dafür, dass man in aller Freiheit denken können solle, was man wolle. In dieser Leidenschaftslosigkeit spiegelt sich die Tatsache, dass auch in der Bibel das Selberdenken kaum eine Rolle spielt. Beides hat natürlich damit zu tun, dass eine vormoderne Zeit dem individuellen Denken noch einen weit weniger hohen Stellenwert einräumte. Vor allem aber hat die Diskretion von Reformation und Bibel beim Thema Selberdenken theologische Gründe.

Im 13. Kapitel seines ersten Briefes an die christliche Gemeinde in Korinth, dem bekannten «Hohelied der Liebe», handelt Paulus auch vom Erkennen Gottes (Verse 8–12). Und er schliesst die Passage mit dem zusammenfassenden Satz: «Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich ganz erkennen, wie ich auch ganz erkannt worden bin» (1Kor 13,12). Der Apostel schärft hier zum einen ein, dass wir uns als Christenmenschen noch unterwegs wissen zur letzten Vollendung im Reich Gottes, wo auch alle menschliche Erkenntnis vollendet werden wird. Zum andern – und das ist für unseren Gedankengang ent-

6 Johann Wolfgang von Goethe, Faust. Erster Teil, Studierzimmer, Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Bd. 3: Dramatische Dichtungen I, München ¹⁶1996, 44.

scheidend – macht er die Korinther darauf aufmerksam, dass vor all unserem Erkennen das Erkennen Gottes steht, durch welches er immer schon sieht und beurteilt, wer wir sind. Und an diesem, der uns bereits erkannt hat, hat sich all unser Erkennen zu orientieren. Denken von Christenmenschen ist deshalb immer gebundenes Denken. Ein höchst unselbstständiges Denken, das lediglich nachzuvollziehen versucht, was Gott selbst bereits erkannt hat. Von wegen Selberdenken! Ein zweites Ärgernis.

Und es geht noch weiter: Die Reformatoren rechnen damit, dass wir Gott nur dann erkennen, wenn wir durch den Heiligen Geist erleuchtet werden. Calvin etwa schreibt zum Verstehen der Bibel: «Denn wie Gott selbst in seinem Wort der einzige vollgültige Zeuge von sich selber ist, so wird dies Wort nicht eher im Menschenherzen Glauben finden, als bis es vom inneren Zeugnis des Heiligen Geistes versiegelt worden ist.»⁷ Was der Genfer Reformator hier meint, geht weit über den Kontext der Schriftlektüre hinaus. Wo immer wir von Gott etwas begreifen, ist uns dies durch den Heiligen Geist vermittelt worden. Wer von Gott zum Priester, zur Priesterin erwählt worden ist, wird vom Geist bewegt. Und dies heisst: Bei allem Selberdenken wird mir die Wahrheit immer geschenkt.

3. Gabe: Priestersein heisst, alle sind begabt (auch die anderen!)

Um einem dritten Ärgernis des allgemeinen Priestertums näherzukommen, nehmen wir nochmals die soeben gemachte Feststellung auf, dass Priestersein bedeutet, vom Heiligen Geist bewegt zu sein. Auch darin zeigt sich, dass ein Christenmensch durch seine Erwählung sich selbst enteignet wird. Wenn ich vom Heiligen Geist bewegt werde, besagt dies, dass nicht ich selbst es bin, der mich bewegt. Damit wird ein weiteres Dogma der Moderne eingeklammert: Der moderne Mensch versteht sich als autonomer Mensch, aus dem Griechischen übersetzt: eigengesetzlich. Der Theologe Paul Tillich hat demgegenüber geltend gemacht, dass der vor Gott lebende Mensch nicht der autonome, sondern der theonome Mensch sei.⁸ Der von Gottes Gesetz bestimmte Mensch also. Dieser Mensch ist konkret der vom Heiligen Geist bewegte Mensch.

Was sich daraus für die christliche Gemeinde, die von Gott erwählte Priesterschaft, ergibt, hat der Apostel Paulus ebenfalls den Korinthern mitgeteilt. Er beantwortet die Frage nach den «Geistsgaben» mit dem bekannten Bild der Gemeinde als Leib mit vielen Gliedern. Um das Bild zu verstehen, ist wichtig, sich

7 Johannes Calvin, *Institutio christianae religionis* / Unterricht in der christlichen Religion, nach der letzten Ausgabe übersetzt und bearbeitet von Otto Weber, Neukirchen 1955, I,7,4.

8 Paul Tillich, *Systematische Theologie* Bd. 1, Stuttgart 1956, 101–105, 175–178.

vor Augen zu halten, was Paulus dabei voraussetzt. Nämlich, dass es keinen Glauben an Jesus Christus gibt ohne die Verleihung des Heiligen Geistes. Und damit keinen Glauben ohne die individuellen Gaben, die dieser Geist zuteilt (Charismen). Wer immer an Christus glaubt, ist mit Geistesgaben begabt.

Paulus hat in Korinth offenbar ein Durcheinander von sich konkurrierenden Charismen angetroffen, Streitereien um den Vorrang bestimmter Gaben vor andern und damit einen nur schlecht kaschierten Machtkampf. Er eröffnet seine Lehrrede deshalb mit einem Hinweis auf den einen Ursprung aller Charismen: «Die uns zugeteilten Gaben sind verschieden, der Geist jedoch ist derselbe» (1Kor 12,4). Was von demselben Geist herkommt, wird kaum in der Gemeinde zu Streit und Trennung führen. Vielmehr verhält es sich so, dass die vielfältigen Gaben genau die Form sind, durch welche Gott die Gemeinde zur Einheit führen will. Nämlich so, dass er mithilfe der unterschiedlichen Gaben dafür sorgt, dass die vielfältigen Bedürfnisse der Gemeinde erfüllt werden. Deshalb hat Gott dem einen die «Weisheitsrede» gegeben, einem zweiten die «Erkenntnisrede», wieder anderen die «Gabe der Heilung», das «Wirken von Wunderkräften», «prophetische Rede», «Unterscheidung der Geister», und zuletzt «Zungenrede» und die «Übersetzung der Zungenrede» (Verse 8–10). Jede Gabe dient mithin dem Aufbau der Gemeinde, wie jedes Glied dem Funktionieren des Leibes dient. Eine Profilierung Einzelner ist von da her nicht nur unerquicklich, es ist im Grunde genommen absurd, da es das Wesen der Geistesgaben verkennt. Die Charismen gibt es nur im Ensemble aller anderen. Christsein ist grundsätzlich ein Mannschaftssport.

Worin soll nun aber das Ärgernis dieses so erbaulichen Textes bestehen, der nur zu gerne zum Beginn von Retraiten und Synoden verlesen wird? Das Ärgernis ergibt sich, wenn der Text nicht nur gelesen, sondern auch gelebt werden will. Oder, und für einmal sehr wörtlich zu nehmen: Der Teufel steckt auch hier im Detail. Und das Detail besteht darin, dass wir zwar glauben mögen, dass die verschiedenen Fähigkeiten und Fertigkeiten in unserer Gemeinde durch den Geist ein sinnvolles Miteinander bilden, dieses Miteinander aber durchaus nicht evident sein muss. Das Vertrauen darauf, dass auch die Fertigkeiten des andern eine für die Gemeinde hilfreiche Gabe sind, kann mitunter höchst anspruchsvoll sein! Wie, wenn ich die charismatisch geprägte Theologie des neuen Jugendarbeiters als problematisch empfinde? Wenn mir der nassforschende Pragmatismus der Kirchgemeindepräsidentin als ungeistlich erscheint? Wenn ich den von der Frauengruppe gestalteten Wandteppich in der Kirche als Verunstaltung einer künstlerisch hochstehenden Innenarchitektur sehen zu müssen meine? Das Bild vom einen Leib mit vielen Gliedern soll weder Diskussionen stilllegen noch Kritik unterbinden. Aber es bürdet allen Beteiligten ein hohes Mass an Verstehens- und Toleranzbereitschaft auf. Im strengen Sinne – denn das Wort «Toleranz» kommt von *tolerare*/Erleiden ...

4. Aufgabe: Priestersein heisst, ich bekomme etwas zu tun

Als Pfarrer besuchte ich mit meinen Konfirmanden jeweils einen Tag lang in der nahen Stadt Bern jüdische und muslimische Gemeinschaften. Vertreter beider Religionen stellten dabei ihren Glauben und ihre Lebensweise vor: Gebetsrhythmen, ethische Verpflichtungen, Fastenzeiten usw. Dabei wurde stets deutlich, wer ein religiöses Leben führt, von dem wird etwas verlangt. Dieser Punkt führte in den nachfolgenden Gesprächen in der Gruppe stets zu Auseinandersetzungen. Meine Frage, ob sie, die Konfirmandinnen und Konfirmanden, sich vorstellen könnten, für ihre Religion eine Anstrengung zu erbringen oder gar auf etwas zu verzichten, stiess dabei regelmässig auf vollkommenes Unverständnis. Religion, so der Tenor unter den jungen Menschen, heisst doch, an Gott zu glauben – mehr aber nicht. Sie dürften damit nicht allein stehen, sondern eher eine verbreitete Sichtweise vertreten: Wenn es um Religion geht, lautet die Frage, ob man an Gott oder ein Leben nach dem Tod glaube, nicht aber, ob die Antwort auf diese Frage einen Einfluss auf meine Lebensführung habe.

Versteht man Christsein im Sinne der Reformation als Priestersein, dann ergibt sich ein ganz anderes Bild. Das Priesteramt ist ein Beruf. Dieser Beruf ist nicht nur mit Arbeit verbunden, man muss dafür auch etwas können, der Beruf erfordert Fertigkeiten, die gelernt und eingeübt werden müssen. Wie bei jeder Berufslehre benötige ich auch beim Erlernen des Priesterberufs Lehrmeister und Lehrmeisterinnen, ganz zu schweigen davon, dass ich die wirklich wichtigen Kenntnisse erst durch ausreichend berufliche Praxis erwerbe. Der US-amerikanische Theologe Stanley Hauerwas hat das Christsein mit dem Maurerhandwerk verglichen: «Um Maurer zu lernen, reicht es nicht, dass einem jemand sagt, wie man es macht, sondern man muss eine Vielzahl von Fähigkeiten (*skills*) lernen, die mit der Tätigkeit des Mauerns verbunden sind. [...] Selbstverständlich schliesst das Lernen des Mauerns nicht nur eine Myriade von Fähigkeiten ein, sondern auch eine Sprache, die diese Fähigkeiten formt und von ihnen geformt wird.»⁹ Da versteht es sich, dass – wie das Mauern – das Erlernen des Christseins eine lebenslange Aufgabe ist.

Die Gabe, die den Glaubenden durch den Heiligen Geist gegeben wird, hat als ihre Kehrseite grundsätzlich eine Aufgabe. Dieser Zusammenhang wird noch offensichtlicher, wenn man sich den Konnex von Priestertum und Erwählung vor Augen hält. Die bereits zitierte Stelle aus dem ersten Petrusbrief, wo die christliche Gemeinde als «auserwähltes Geschlecht» und «königliche Priesterschaft» tituliert wird, geht so weiter: «... damit ihr verkündet die Wohltaten dessen, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat» (1Petr 2,9). Er-

9 Stanley Hauerwas, *After Christendom? How the Church Is to Behave If Freedom, Justice, and a Christian Nation Are Bad Ideas*, Nashville/TN 1991, 101. Übersetzung MZ.

wählung durch Gott ist nie ein Selbstzweck, sondern hat ein bestimmtes Ziel, und die Erwählten werden von Gott dazu in Anspruch genommen, dieses Ziel zu erreichen. Erwählung ist so gesehen immer eine «Erwählung zu einem Dienst».¹⁰

5. Heiliger Geist: Priestersein heisst, ich mache es nicht selbst

Die Aufgabe der Priesterinnen und Priester ist freilich begrenzt, was wiederum damit zu tun hat, dass sie eine vom Heiligen Geist gegebene Aufgabe ist. Das ändert nichts daran, dass sie ernsthaft und mit Anstrengung erfüllt werden soll. Doch: Gott fordert, wen er für seine Ziele in Anspruch nimmt, er *überfordert* die von ihm Erwählten aber nicht. Aufgabe und Gabe müssen immer zusammengedacht werden, Gott gibt keine Aufgabe ohne Gabe, und wo er etwas fordert, gibt er auch die Fähigkeiten und die Kraft, seiner Forderung zu entsprechen. Wenn im Lukasevangelium steht: «Wem aber viel gegeben wurde, von dem wird viel gefordert werden; und wem viel anvertraut wurde, von dem wird man umso mehr verlangen» (Lk 12,48), dann ist damit diese Entsprechung von Gabe und Aufgabe angezeigt. Gott verlangt nicht *mehr* als das, was er anvertraut hat.

Nun besteht die Aufgabe der Priesterschaft im soeben wiedergegebenen Satz aus dem ersten Petrusbrief darin, die «Wohltaten» Gottes zu verkünden. Den Menschen also die frohe Botschaft von Gottes Zuwendung, Barmherzigkeit und Treue nahezubringen und sie dadurch für die Gemeinschaft mit ihm zu gewinnen. Es gibt keine wichtigere Aufgabe als diese, aber auch keine anspruchsvollere, und es war der Kirche aller Zeiten klar, dass dort, wo es gelingt, Menschen das Evangelium zu vermitteln und sie in ein Leben in Glaube, Liebe und Hoffnung einzuweisen, sich dieser Erfolg nicht ihr selbst verdankt. Der Erfolg kirchlichen Handelns entspringt grundsätzlich Gottes Gnade.

Dieses Eingeständnis der Begrenzung kirchlichen Handelns ist entlastend. Die Moderne hat die menschlichen Optionen in einem früher nie denkbaren Masse erweitert, analog zu den Optionen haben aber auch die Zwänge zugenommen. Nochmals: Machenkönnen impliziert auch Machenmüssen, die Freiheit, etwas durch eigene Leistung zu erreichen, kippt schnell in die gnadenlose Nötigung, dies denn auch wirklich und um jeden Preis zu tun. Vor diesem Hintergrund verschafft das Wissen darum, dass unser Sollen an Gottes Gabe seine Grenze hat, Luft zum Atmen.

Was Entlastung sein möchte, kann freilich wiederum als Ärgernis empfunden werden. Denn wenn das Gelingen des kirchlichen Auftrages bei Gott liegt, dann

10 Magnus Löhrer, Gottes Gnadenhandeln als Erwählung des Menschen, in: *Mysterium Salutis. Grundriss heilsgeschichtlicher Dogmatik*, IV/2, Einsiedeln/Zürich/Köln 1972, 773–830.812.